



Gerhard Trageser
Redaktionsleiter Sonderhefte

Die unheimliche Geißel des Alters

Wie schrecklich die Alzheimerkrankheit ist, kann nur wirklich ermessen, wer sie in seinem persönlichen Umfeld unmittelbar erlebt hat. Gewöhnlich denkt man an die Belastung der Angehörigen durch die Pflege der Patienten, die nicht mehr allein für sich sorgen können. Das ist schlimm genug. Doch die eigentliche Tragödie erleiden die Kranken selbst, wenn sie mit Entsetzen merken, wie ihr Gedächtnis rapide schwindet – und vergeblich versuchen, dies zu verdrängen.

Viele Menschen meinen, die Demenz hülle die Betroffenen geistig in einen gnädigen Nebel, der ihre Wahrnehmung von sich und der Welt so weit trübt, dass sie nicht mehr mitbekommen, was mit ihnen geschieht. Aber das trifft allenfalls im finalen Stadium zu. Tatsächlich verlieren die Kranken ihre Erinnerungen bei weit gehend vollem Bewusstsein. Eine Zeit lang versuchen sie noch, die verbliebenen unzusammenhängenden Reste miteinander und mit der unmittelbar wahrgenommenen Realität zu einer stimmigen Einheit zu verknüpfen, indem sie die Lücken mit Erfindungen füllen. Das wird gerne als Zeichen für Verwirrtheit und Realitätsverlust gedeutet, doch handelt es sich lediglich um den letzten Versuch, einen Sinnzusammenhang in der eigenen Biografie herzustellen, soweit sie noch präsent ist.

Am Ende aber bleibt nur die Resignation. Sehenden Augen gleiten die Patienten hinüber in eine Welt, in der sie niemanden mehr (er)kennen, nicht wissen, wo sie sich befinden, und immer weniger begreifen, wer sie selbst sind – eine in höchstem Maße traumatische Erfahrung.

Bedenkt man, dass allein in Deutschland 1,2 Millionen Menschen – bei erheblicher Dunkelziffer – ein solches Schicksal erleiden und jährlich 200 000 neue Erkrankungsfälle hinzukommen, wird klar, wie dringend eine Lösung dieses medizinischen Problems ist. Dabei hat Alois Alzheimer, der Entdecker der Krankheit, schon Anfang des 20. Jahrhunderts herausgefunden, was bis heute als wahrscheinlichste Ursache der nach ihm benannten Demenz gilt: Ablagerungen bestimmter Proteine im Gehirn, das insge-

samt schrumpft, weil massenhaft Nervenzellen zu Grunde gehen. Die Artikel dieses Hefts, die größtenteils aus dem Wissenschaftsjournal »Nature« und seinen Schwesterzeitschriften stammen, zeigen höchst eindrucksvoll, wie detailliert Forscher inzwischen herausgefunden haben, was alles auf molekularer Ebene schief läuft.

Umso frustrierender ist, dass trotzdem immer noch kein Medikament existiert, das die Krankheit heilt oder zumindest ihr Fortschreiten hemmt. Vor allem die vergangenen zehn Jahre waren durch Rückschläge geprägt, weil aussichtsreich scheinende Wirkstoffe gleich reihenweise in klinischen Studien versagten. Doch besteht Hoffnung, dass sich unter der Vielzahl möglicher neuer Ansatzpunkte für Therapien, die Mediziner mittlerweile ausgemacht haben, der eine oder andere doch noch als Treffer erweist.

Optimistisch stimmen auch Fortschritte bei den Diagnoseverfahren. War noch bis vor Kurzem ein sicherer Nachweis der Erkrankung erst nach dem Tod durch Autopsie möglich, so lässt sie sich nun sogar schon im symptomfreien Vorstadium nachweisen – wenn auch nur mit belastenden Untersuchungsmethoden, die nicht allgemein einsetzbar sind. Hier dürfte es aber schon bald weitere Verbesserungen geben. Mut machen zudem Erkenntnisse, wonach es durchaus möglich scheint, der Krankheit vorzubeugen. So sind statistischen Untersuchungen zufolge körperlich aktive Menschen mit vielen Sozialkontakten, die sich gesund ernähren, seltener betroffen.

Für Junge und Gesunde mag es also ein Trost sein, zu wissen, dass sie Möglichkeiten haben, das Erkrankungsrisiko zu senken. Außerdem können sie auf weitere Fortschritte bauen, die doch noch zu einer wirksamen Therapie führen. Uns allen wäre das zu wünschen.

Herzlichst Ihr

Gerhard Trageser